



# Das Ver-enden einer Institution<sup>1</sup>

*Mario Erdheim (Zürich)*

Zusammenfassung (Red.): *Institutionen können ihre sozialen Funktionen überdauern und anachron werden, wenn sich ihre Machtstrukturen verselbstständigt haben. Dann übernehmen häufig diejenigen, welche die ursprüngliche Institution bekämpft haben, die anfangs in Frage gestellten Strukturen und Werte. «Das Überziehen der alten Institution in die neue, und zwar so, dass die neue Institution immer mehr in den Sog der alten, nicht endenden gerät, nenne ich das Ver-enden einer Institution» (Mario Erdheim). Psychoanalytisch betrachtet macht diese Form der «Desinstitutionalisierung» die weiterhin auf die Institution bezogenen Individuen melancholisch. Sie geht mit einer zunehmenden Ritualisierung einher, die den Schein von Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein aufrecht erhält. Innerhalb dieses theoretischen Rahmens untersucht der Autor die Geschichte der Institutionalisierung der Psychoanalyse seit ihren Anfängen und warnt die Teilnehmer der internationalen Vernetzungsbewegung vor möglichen Wiederholungen. Die Phantasie, die Psychoanalyse müsse durch eine Elite vor dem Untergang gerettet werden, war regelmässig Anlass zu opportunistischen Taktiken aller Art – bis hin zur «Auslieferung der Psychoanalyse an das Göring-Institut». Was die Psychoanalyse hingegen zu einer linken macht, ist ihre aus dem psychoanalytischen Prozess heraus entstammende Kulturkritik, die es gegen die auf Unbewusstheit beruhende Integration in den gesellschaftlichen Machtapparat zu behaupten gilt.*

*Schlüsselwörter:* Desinstitutionalisierung, Geschichte der Psychoanalyse, Institutionalisierung, Kulturkritik, Machtstrukturen, Taktik, Unbewusstheit.

«Verenden» heißt «schlecht sterben», im Sinne von «verrekken», heißt «ein schlimmes Ende finden», bedeutet also, daß das Ende qualvoll verfehlt worden ist. Wenn auch Institutionen, weil sie nicht leben, auch nicht sterben, so läßt sich doch sagen, daß sie enden können, und zwar dann, wenn die sozialen Funktionen, auf Grund derer sie ihren bewußten Sinn erhalten hatten, entweder von anderen Institutionen übernommen wurden oder überflüssig geworden sind. Nun weiß man jedoch, daß Institutionen ihre sozialen Funktionen überdauern und ana-

chron werden können. Aus soziologischer Sicht ergibt sich die Anachronizität einer Institution daraus, daß sich die Machtstrukturen, die sich als Erzeugnis ihrer Funktionen bildeten, verselbständigen, und die Angehörigen der Institution diese Macht behalten wollen. Eine Institution scheint erst dann ein Ende zu finden, wenn ihre Machtstrukturen zerschlagen werden. Ist es so, dann kann man geradezu von einem «Happy-End» sprechen, und das gibt ein schnelles Ende. Die Kämpfe ziehen sich dahin, und je länger sie andauern, umso eher übernehmen diejenigen, die die Institution bekämpfen, die anfangs in-fragegestellten Strukturen und Werte. Sie erinnern sich: Napoleon, der auszog, für die Revolution zu kämpfen, krönte sich schließlich selbst zum Kaiser. Das Überziehen der alten Institution in die neue, und zwar so, daß die neue Institution immer mehr in den Sog der alten, nicht endenden gerät, nenne ich das Ver-enden einer Institution. Es ist klar, daß die neue Institution keine Entwicklungschancen hat, denn sie trägt die Anachronie in sich, löst sich diese neu-alte Institution nicht auf, so erstarrt sie zu einem sektenähnlichen Sozialgebilde.

Betrachten wir diese Prozesse von der Psychoanalyse her, so kümmert uns der psychische Niederschlag dieser Sozialstrukturen im Subjekt. Das Verenden einer Institution erscheint dann als ein Prozeß, der sich abspielt an den bewußten und unbewußten Imagines der Institution im Individuum. Freud beschäftigt sich in verschiedenen Zusammenhängen mit diesem Problem. Das psychische Pendant zum sozialen Verenden einer Institution wären der Melancholie ähnliche Zustände. «Trauer», schreibt Freud, «ist regelmäßig die Reaktion auf den Verlust einer geliebten Person oder einer an ihre Stelle gerückten Abstraktion wie Vaterland, Freiheit, ein Ideal, usw.» (1916: 429). Melancholie ist eine verfehlte Trauer; sie «ist seelisch ausgezeichnet durch eine tief schmerzliche Verstimmung, eine Aufhebung des Interesses für die Außenwelt, durch den Verlust der Liebesfähigkeit, durch die Hemmung jeder Leistung und die Herabsetzung des Selbstgefühls, die sich in Selbstvorwürfen und Selbstbeschimpfungen äußert und bis zur wahnhaften Erwartung von Strafe steigert» (ebenda). Auf unsere Fragestellung übertragen könnten wir einmal annehmen: Trauer wäre die Reaktion eines Subjekts auf das Ende einer Institution, in welcher es einst aufgehoben war und mit dessen Werten es sich identifizieren konnte. Die Trauerarbeit wäre dann Ausdruck der Einsicht in die Notwendigkeit des Untergangs der Institution. Melancholie jedoch ergäbe sich aus der – unbewußten – Verleugnung des Verlustes; sie wäre die subjektive Seite der objektiven Anachronie. Die Institution, die nicht zu existieren aufhören kann, macht die auf sie bezogenen Individuen melancholisch. Für sie verliert die Außenwelt an Interesse, und sie können sich nur mit sich als Angehörige der Institution beschäftigen. Wo die Umwelt bedeutungs-

los wird, kann natürlich auch nicht gearbeitet werden, und in dem Maße wie das Selbstgefühl schwindet, steigt die Neigung zur Selbstbeschimpfung.

Das Verenden einer Institution ist eine spezifische Art der Desinstitutionalisierung. Die Anachronizität höhlt die Strukturen der Institution immer mehr aus, und die davon betroffenen Individuen können sich nur wehren, indem sie sich durch ein noch starrereres Gehäuse schützen. Diese Art Desinstitutionalisierung geht mit einer zunehmenden Ritualisierung einher, die den Anschein erweckt, die Institution gewinne an Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein, sei gleichsam noch mehr Institution als je zuvor. Aber die geringe Konfliktfähigkeit ebenso wie die unangemessene Art des Reagierens auf jegliche Form von Kritik deuten auf die Brüchigkeit der inneren Strukturen hin.

Innerhalb dieses theoretischen Rahmens möchte ich auf einige Probleme der Institutionalisierung der Psychoanalyse eingehen, von welchen ich glaube, daß sie deren Desinstitutionalisierung erschweren, sie eben zu einem Verendungsprozeß machen. Exemplarisch treten diese Probleme schon zu Beginn der Institutionalisierungsphase auf und reproduzieren sich unter dem Druck des Wiederholungszwanges. Die Photographie, die die Einladung unseres Seminars zielt, läßt sich leicht als Warnung interpretieren, uns könnte ein ähnliches Schicksal blühen wie einst jenen Analytikern und Analytikerinnen, die eben nicht nur unsere Wissenschaft, sondern auch diejenigen Zwänge begründeten, von denen wir uns so mühsam zu befreien versuchen. Betrachten wir deshalb zuerst einmal die Anfänge der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, so wie sie Jones im zweiten Band seiner Freud-Biographie schildert. Er zitiert aus einem Brief Freuds an Jung (13. 1. 1910): *«Eine noch nicht gereifte Idee von mir, die ich Ihnen hiermit vorlege, ist, ob wir nicht unseren Anhängern die Anlehnung an eine größere Gruppe mit einem praktischen Arbeitsideal bieten sollen. Es bildet sich ein Internationaler Orden für Ethik und Kultur<sup>2</sup>, der solche Ziele verfolgt, Anreger ist ein Apotheker Knapp in Bern, der auch bei mir war. Sollten wir da nicht als Gemeinschaft beitreten? Ich möchte die Antialkoholorganisation ganz aus dem Feld schlagen»* (Freud u. Jung 1974: 317).

Offensichtlich ging es um das Heraustreten aus der Isolation, in der Freud sich und die Psychoanalyse wähnte. Dazu erwog Freud sogar mit Antialkoholikern, die er dann allerdings aus dem Feld schlagen wollte, zusammenzuarbeiten. Anreger zu solchen kulturellerischer Bewegungen war vor allem der Schweizer Psychiater und Naturforscher Auguste Forel (1848–1931), der in außerordentlich verbreiteten Schriften für Psychohygiene (Antialkoholismus u. Antipstitution), für Pazifismus und Sozialismus, sowie gegen die Entartung der Rasse kämpfte (Forel 1910). Forel schätzte Freud, *«seine Lehre von der Säuglingssexualität und seine talmudischen»*

*Deutungs- und Interpretationskünste hat er freilich nie gelten lassen. Er hat auch immer gewarnt, das gefährliche Instrument der Psychoanalyse Laien (Lehrern, mehr oder weniger geheilten Patientinnen etc.) anzuvertrauen, und viel Unheil wäre vermieden worden, wenn man auf ihn gehört hätte» (Muralt o. J.: 27).*

Jung ist von der Idee, dem «Orden für Ethik und Kultur» beizutreten, nicht begeistert. Er antwortet Freud am 11.2.1910:

*«Glauben Sie, daß dieser Orden irgend praktischen Nutzen haben könnte? Ist er nicht eine jener Forelschen Koalitionen gegen die Dummheit und das Böse, das wir ja doch lieben müssen, um von der Tugendobsession etwas loszukommen, die uns krank macht und die Existenzfreude verbietet? Soll eine Koalition ethisch etwas bedeuten, so darf sie nie künstlich sein, sondern muß von den tiefen Instinkten der Rasse unterfüttert sein» (Freud und Jung 1974: 323).*

Und dann entwirft Jung ein völlig anderes, utopisches Programm, das man sich vergegenwärtigen sollte, um sich daran zu erinnern, daß neben der psychohygienisch-rationalistischen auch eine religiös-ekstatische Utopie im Zusammenhang mit der Institutionalisierung und Internationalisierung der Psychoanalyse auftauchte.

*«Ich denke mir für die Psychoanalyse eine weit schönere und umfänglichere Aufgabe als ein Einmünden in einen ethischen Orden. Ich denke, man müsse der Psychoanalyse noch Zeit lassen, von vielen Zentren aus die Völker zu infiltrieren, beim Intellektuellen den Sinn fürs Symbolische und Mythische wiederzubeleben, den Christus sachte in den weissagenden Gott der Rebe zurückzuverwandeln, und so jene ekstatischen Triebkräfte des Christentums aufzusaugen, alles zu dem einen Ende, den Kultus und den heiligen Mythos zu dem zu machen, was sie waren, nämlich zum trunkenen Freudenfeste, wo der Mensch in Ethos und Heiligkeit Tier sein darf. (...) Die Psychoanalyse macht mich «stolz und unzufrieden», ich mag sie nicht an Forel, diesen härenen Heuschrecken-Johannes, anhängen, sondern ich möchte sie verschwägern mit allem, was je wirksam und lebendig war» (Freud und Jung 1974: 323–325).*

Auf diese Jungsche Utopie weiß Freud nicht so recht, was antworten. Er schlägt vor, die Frage nach dem Orden zu vertagen und fährt fort:

*«Mich aber sollen Sie für keinen Religionsstifter halten, meine Absichten reichen nicht so weit. Rein praktische, vielleicht diplomatische Erwägungen haben mich zu dem Versuch (den ich schon in Gedanken aufgegeben hatte) veranlaßt. Ich ahne in Knapp einen wertvollen Menschen, dem die Psychoanalyse Erlösung bringen wird, und ich dachte, wenn wir jetzt, solange der Orden in statu nascendi ist, mitreden, wird es sich leicht machen, die Ethiker zur Psychoanalyse hinüberzuziehen, anstatt die Psychoanalytiker zu Ethikern werden zu lassen. Vielleicht zu*

*diplomatisch gedacht. Gerne darauf verzichtet. Angezogen hat mich der praktische aggressive wie protektive Zug des Programms, die Verpflichtung, die Autorität des Staates und der Kirche in einzelnen Fällen, wo sie greifbares Unrecht tun, direkt zu bekämpfen und so gegen die großen Gegner der Psychoanalyse, die es erst sein werden, mittels eines größeren Aufgebotes von Personen und anderer Methoden als der wissenschaftlichen Arbeit gerüstet zu sein. An Ersatz für die Religion denke ich nicht; dies Bedürfnis muß sublimiert werden» (a. a. 0.: 325–326).*

In diesem Brief taucht das Motiv der Taktik auf, das von nun an immer an zentraler Stelle in den Aufgaben psychoanalytischer Vereine stehen wird. Dabei geht es vor allem um die Phantasie, die Psychoanalyse müsse verteidigt werden, man müsse sie vor dem Untergang retten, sie könne unwiederbringlich verloren gehen. Mehr als zwanzig Jahre später, in der Auseinandersetzung mit dem Faschismus, spielte diese Rettungsphantasie eine verhängnisvolle Rolle und rechtfertigte die Auslieferung der Psychoanalyse an das Göring-Institut (Rousseau-Dujardin 1985).

Am 30. und 31. Mai 1910 fand der Zweite Internationale Psychoanalytische Kongreß in Nürnberg statt. Unter anderem kam auch die von Freud angeregte Gründung einer internationalen Vereinigung der Psychoanalytiker zur Sprache, aber gegen Ferenczis Antrag erhob sich, wie Jones schrieb, *«ein Sturm des Protestes. In seiner Rede hatte es ein paar sehr abfällige Bemerkungen über die Qualität des Wiener Psychoanalytikers gemacht und die Meinung ausgedrückt, als Zentrum der künftigen Verwaltung käme nur Zürich mit Jung als Präsidenten in Frage. Überdies hatte Ferenczi bei allem persönlichen Charme eine ausgesprochen diktatorische Seite (...) Schon vor dem Kongreß hatte er an Freud geschrieben: «Die psychoanalytische Auffassung führt nicht zu demokratischer Gleichmacherei; es sollte vielmehr eine Elite geben nach Art der Platonischen Herrschaft der Philosophen.» In seiner Antwort meinte Freud, dasselbe habe er auch schon gedacht» (1962: II, 90).*

Auf besondere Ablehnung stieß Ferenczis Vorschlag, *«alle Artikel oder Vorträge von Psychoanalytikern seien zuerst dem Präsidenten der Vereinigung zur Genehmigung vorzulegen» (ebd.)*. Dahinter erkennt man leicht die vorhin angedeutete Verteidigungsphantasie und die Angst, Analytiker würden Theorien verkünden, die der Psychoanalyse schaden könnten. Hinzu kommt noch als weitere Phantasie die Vorstellung, so richtig schlecht seien nur die Wiener Analytiker, wohingegen die Zürcher alle standfest und brillant seien. Wittels soll damals die Bemerkung gemacht haben *«Freud ist nicht gut zu sprechen auf uns Wiener. Wie schlecht wäre er erst auf die Schweizer zu sprechen, wenn er sie so gut kannte wie uns» (1924: 160)*.

Eine bei der Institutionalisierung der Psychoanalyse außerordentlich wirksame Gruppenphantasie war die der «Elite», also die Vorstellung, daß es eine

Gruppe auserwählter «guter» Analytiker gäbe, an denen gemessen die anderen als weniger gut oder gar als schlecht betrachtet werden könnten. Die Tendenz der Institutionalisierung zielt dann darauf, Kriterien aufzustellen, mit deren Hilfe unfähige Analytiker als solche erkannt und außerhalb der Institution gehalten werden könnten. Ich brauche hier nicht besonders darauf hinzuweisen, wie sehr kindlich verbliebene Omnipotenzphantasien in diese exquisite Art Vergesellschaftung hineinspielen; darüber waren sich natürlich auch jene ersten Analytiker im klaren, wußten aber offenbar nicht, was für Konsequenzen daraus zu ziehen wären. Als Jones 1912, im Zusammenhang mit den Konflikten mit Jung, den Plan skizzierte, *«eine kleine Gruppe zuverlässiger Analytiker als eine Art »alte Garde« um Freud herum zu bilden»*, wußte er, daß diese Idee verwandt war mit *«Berichten aus meiner Kindheit von den Paladinen Karls des Großen (...) (und) Darstellungen vieler Geheimgesellschaften, die ich aus der Literatur kannte»* (1962: II, 186). Freud war ebenfalls sehr davon angetan, die zuverlässigsten und unerschütterlichsten Analytiker, nämlich Jones, Abraham, Ferenczi, Rank und Sachs zu einem Komitee vereinigt zu sehen. Am 1. August 1912 schrieb er an Jones:

*«Was meine Phantasie sofort in Beschlag nahm, war Ihre Idee eines geheimen Konzils, das sich aus den besten und zuverlässigsten unserer Leute zusammensetzen sollte, deren Aufgabe es sei, für die Weiterentwicklung der Psychoanalyse zu sorgen und die Sache gegen Persönlichkeiten und Zwischenfälle zu verteidigen, wenn ich nicht mehr da bin. (...)*

*Ich weiß, daß in diesem Projekt auch ein Element von knabenhafter Romantik liegt, aber es läßt sich vielleicht realitätsgerecht machen. (...) Ich möchte sagen, es würde mir das Leben und das Sterben leichter machen, wenn ich wüßte, daß eine solche Gemeinschaft zum Schutz meiner Schöpfung existiert.*

*Vor allem aber ist dies zu beachten: Das Komitee müßte in seiner Existenz und in seinem Wirken streng geheim bleiben»* (a. a. O.: 187–188).

Wo so viel von «Geheimnis», «Vertrauen» und «Treue» die Rede ist, da lauert auch die Bereitschaft, den anderen des Verrats zu zeihen. Ferenczi verdächtigte Rank, von der Freud'schen Bewegung abfallen zu wollen und schrieb am 28. November an Freud:

*«Selten ist es mir so klar gewesen wie jetzt, welchen psychischen Vorteil es bedeutet, als Jude geboren und in der Kindheit von dem atavistischen Unsinn verschont geblieben zu sein. Auch Putnam kann leicht rückfällig werden; Jones müssen Sie stets im Auge behalten und ihm die Rückzugslinie abschneiden»* (ebenda).

Was hier wirksam wird, hat nicht so sehr mit Individuen und ihren subjektiven Geschichten, nicht mit den Launen und Herrschaftsattitüden des einen

oder mit dem schlechten, intriganten Charakter des anderen zu tun, sondern ist das Ergebnis von Prozessen, die Freud selber 1921 unter dem irreführenden Titel «Massenpsychologie und Ich-Analyse» beschrieben hat. Am Beispiel der Kirche und des Militärs zeigte Freud auf, wie Individuen darin regredieren, ihre Persönlichkeit zugunsten der Institution aufgeben, und wie die so geschaffene Unbewußtheit die Voraussetzung dafür bildet, daß die Institution gemäß der Logik der Herrschaftsinteressen handeln muß. Ich habe mich gefragt, ob Freud statt von Institutionsanalyse zu sprechen auf den Titel der «Massenpsychologie» verfiel, weil er selber zum Institutionsgründer geworden war, sich also selber in die Produktion von Unbewußtheit verwickelt hatte.

Beziehen wir aber Freuds Analyse auf die Ursprünge der institutionalisierten Psychoanalyse, so wird auch deutlich, weshalb all die Knabenträume von Paladinen und Geheimgesellschaften auftauchten: sie zeugen von Regressionsdruck, welcher sich in der allmählich entstehenden Institution herausbildete. Aus dieser Regression heraus schien es, als ob die Psychoanalyse wie eine in ihrer Ehre bedrohte Frau und Mutter verteidigt werden müßte; kein Wunder also, daß sich Freud zumindestens vorübergehend Hilfe von einem «Orden für Ethik und Kultur» erhoffte. Ein anderer Aspekt der Institutionalisierung äußerte sich in der Reproduktion der Familienstruktur, die den damaligen Analytikern zwar bekannt war, aber in ihren Auswirkungen nicht erkannt worden war. Daß Freud der Vater der Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen war, wußten alle, statt sich jedoch darüber zu wundern, litten sie daran, daß Freud sie nicht alle gleich liebte und offensichtlich einige zuungunsten der anderen bevorzugte. Auch hierin ist die Photographie auf der Einladung zu unserer Tagung symptomatisch: Alfred Adler, der am letzten Kongreß noch teilgenommen hatte, ist nicht mehr dabei – er und seine Gruppe waren es, die sich von Freud so ungeliebt-unverstanden gefühlt hatten – und C. G. Jung, der jetzt noch dabei ist, wird es bald nicht mehr sein. Sollten also die alten Institutionalisierungsprozesse auch heute noch bei uns wirksam sein, werden wir uns, je nach dem ängstlich oder hoffnungsvoll, fragen, wen es bei uns bis zum nächsten Treffen treffen wird.

Institutionalisierungsprozesse sind natürlich aufs engste mit den sozio-ökonomischen Entwicklungen gekoppelt. Auf sie bezogen läßt sich sagen, daß die Institutionalisierung der Psychoanalyse große Erfolge für sich buchen kann. Die Psychoanalyse spielt auf dem Theatermarkt eine wichtige Rolle und sie konnte bedeutende wissenschaftspolitische Positionen erobern und behaupten. Wer für die Institutionalisierung argumentiert, verweist sicherlich darauf, daß es eben die strenge Auslese sei, die das Ansehen der Vereinigung ausmache. Die Hierarchisierung

legitimiert sich aus der Notwendigkeit einer möglichst rationalen, das heißt formal-demokratischen Auslese. Die Kriterien müssen überprüfbar sein und für alle gelten.

In der marxistischen Tradition stehend, betrachten wir zwar den Geschichtsprozeß als einen bewußtlosen Prozeß, aber wir können die Marxsche Hoffnung nicht mehr teilen, dieser Prozeß bewege sich in Richtung auf das Reich der Freiheit hin. Diese Hoffnung zerbrach nun nicht zuletzt deshalb, weil wir von Freud lernten, auf die Macht des Wiederholungszwanges und des Todestriebes zu achten. In «Jenseits des Lustprinzips» formulierte Freud 1920 seine diesbezüglichen Thesen, die er durch biologische Materialien zu belegen versuchte. Gleichzeitig aber arbeitete Freud auch an seiner 1921 erschienenen «Massenpsychologie und Ich-Analyse», und Jones berichtet, wie Freud, immer wenn er an einem der Texte nicht weiterkam, am anderen arbeitete (1962: III, 59–60). «Jenseits des Lustprinzips» und die «Massenpsychologie» müssen ebenso zusammen gelesen werden, wie sie geschrieben wurden. Dann wird deutlich, daß im Bereich des Humanen die Brisanz des Wiederholungszwanges sowie des Todestriebes, das heißt der zunehmenden Erstarrung kultureller Einrichtungen, nicht so sehr biologisch, sondern gesellschaftlich bedingt sind. Die Institutionen sind die soziokulturellen Agenturen des Todestriebes, die unter dem Gesetz des Wiederholungszwanges stehen.

Das Dilemma der institutionalisierten Psychoanalyse besteht also darin, daß sie ihre gesellschaftlichen Erfolge gerade mit derjenigen Unbewußtheit errang, gegen die sie ursprünglich angekämpft hatte. Der Erfolgswang, unter den sich die stellen, die mit der institutionellen Psychoanalyse eigentlich brechen wollen, ist der Köder, der sie dahin zurückführt, woraus sie ausbrechen wollten. Sich institutionalisierend setzte sich die Psychoanalyse zwar durch, aber die Unbewußtheit, welche sie als Institution notwendigerweise produzieren mußte, verunmöglichte die Anwendung und Erweiterung ihres kritischen Potentials. Therapie und Kulturkritik dissoziierten zunehmend, weil es die therapeutischen Funktionen waren, auf Grund deren sich die Institutionalisierung vollzog. Die Kulturkritik wurde in dieser Entwicklung zum Ballast, den man abwerfen mußte, um immer höher im sozialen Ansehen steigen zu können.

Die Rückbesinnung auf die kulturkritische Tradition der Psychoanalyse erhielt ihren entscheidenden Anstoß durch die von der sozio-ökonomischen Krise ausgelöste gesellschaftliche Bewegung der Endsechziger Jahre. Die Phase der Desinstitutionalisierung fing an. Wie der Geist aus der Flasche entsteigen nun die bürokratisch-gebannten Utopien aus der institutionalisierten Psychoanalyse. Die Unbewußtheit jedoch, mit der man einsozialisiert worden war, und die in der

psychoanalytisch-therapeutischen Tätigkeit eingebaut war, wurde man mit den Utopien nicht los. Im Gegenteil, diese Utopien sind lediglich der Ausdruck der weiterhin wirksamen Unbewußtheit, und deshalb sind sie auch nur eine Neuauflage der alten Utopien: einerseits der psychohygienischen («Ethik und Kultur»), allerdings gereinigt vom rassenhygienischen Standpunkt, sonst aber mit den gleichen wohlmeinenden Zielsetzungen; andererseits eine Neuauflage der ekstatisch-religiösen Utopie, die Orpheus oder Dionysos wiederbeleben und die Psychoanalyse in den Dienst einer neuen Sinnlichkeit stellen möchten. Auf diese Weise geht nun die Desinstitutionalisierung allmählich ins Verenden über.

Mit der Psychohygiene taucht dann auch wieder die Vorstellung auf, die Psychoanalyse zeichne sich durch eine Technik aus, die man entweder gut oder schlecht beherrsche, die man also wie das Autofahren erlernen könne. Die Kulturtheorie wird dieser Psychoanalyse ähnlich dubios wie der institutionalisierten, und zwar deshalb, weil sie die traditionelle Aufteilung – Psyche = Innenleben des Individuums, Gesellschaft = Außenleben – aufrecht erhält; Psyche und Gesellschaft werden zu zwei verschiedenen Welten, die Psychoanalyse soll in der einen, der Marxismus in der anderen gelten.

Ist das Innen vom Außen so klar geschieden, kann nun auch der pädagogische Mythos wieder eingesetzt werden. Herrschaftsmythen erzählen immer davon, daß es einst eine Zeit des Chaos und des Schrecken gab, die durch die Einrichtung der Herrschaft, der guten Herrschaft natürlich, ein Ende nahm. Der pädagogische Mythos seinerseits erzählt davon, daß es eine Zeit gab, in der jeder sich jedes Können und Wissen anmaßen konnte; es war die schreckliche Zeit der Kurfuscher und selbsternannten Mediziner, und diese Zeit fand ein Ende, als gute Lehrer eine gute Ausbildung mit guten Prüfungen vermittelten. Die Kurfuscher hatten nichts mehr auszurichten und nur aprobierte, diplomierte Therapeuten gingen gekonnt ihrer Tätigkeit nach.

Eine gute Seminarleitung nahm, wie einst jene sechs Ringträger, die Geschicke des Seminars in die Hand. Der wesentliche Unterschied war natürlich, daß sie demokratisch gewählt worden war, und zwar von den Mitgliedern des Seminars, Leuten also, welche – im Gegensatz zu bloß vorübergehenden Teilnehmern – geprüft und für gut befunden worden waren.

Und alle, die dazu gehörten, hatten eine gute Identität. Jeder wußte, wer was war: jener dort war früher in der Seminarleitung gewesen, und dieser da hat große Chancen, gewählt zu werden. Der eine darf bereits Kontrollanalysen machen, obwohl er noch so jung ist, aber die bleiche Gestalt dort hinten ist schon zweimal abgewiesen worden. Für sie steht nun alles auf dem Spiel.

Man wird vielleicht sagen, daß das, was ich hier ironisch überzeichne, zwar nicht die Realität wiedergibt, aber doch, sei es den Phantasien, sei es dem Klatsch über das Seminar entspricht. Aber genau das sind die Symptome des Verendens.

Diese Tagung stand unter dem Thema «Institutionalisierung – Desinstitutionalisierung. Zur Geschichte und Gegenwart der Psychoanalytischen Linken». Was die Psychoanalyse zu einer linken macht, ist ihre aus dem psychoanalytischen Prozeß heraus entstammende Kulturkritik. Die Institutionalisierung der Psychoanalyse, ihre auf Unbewußtheit beruhende Integration in die Gesellschaft, korrumpiert ihre Kulturkritik. Nur wenn die Desinstitutionalisierung gelingt, kann die Psychoanalyse wieder ihre linken Tendenzen zur Entfaltung bringen, wie ich Ihnen zu zeigen versucht habe, kann die Desinstitutionalisierung daran scheitern, daß sie zu einem Ver-enden wird.

Verenden bedeutet für uns, daß wir die Imagines dessen, was dis institutionalisierte Psychoanalyse war, nicht loswerden können, sondern ihnen nacheifern, uns an ihnen messen, und deshalb neue Institutionalisierungsprozesse auslösen, die aber wegen unserer Ambivalenz den Institutionen gegenüber, wie Tinguely Maschinen, immer nur ins Leere greifen.

Die institutionalisierte Psychoanalyse in uns zu einem guten Ende bringen, heißt – wie wir aus vielfältigen Erfahrungen in unserem Seminar wissen – die gemeinsame Aufarbeitung des Erfahrungsschatzes der Psychoanalyse, und zwar so, daß wir unsere autonomen Kriterien entwickeln und die linke Tradition der Kulturkritik vorantreiben.

### **Literatur**

- Forel, A. (1910): Kulturbestrebungen der Gegenwart, München (Reinhardt).
- Freud, S. (1916): Trauer und Melancholie, GW X, 427–446.
- Freud, S. (1920): Jenseits des Lustprinzips, GW XIII, 1–69.
- Freud, S. (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse, GW XIII, 71–161.
- Freud, S. und C.G. Jung (1974): Briefwechsel, Hg. Von W. McGuire und W. Sauerländer, Frankfurt a.M. (Fischer).
- Jones, E. (1953, 1955, 1957): Das Leben und Werk von Sigmund Freud, 3 Bde, Bern (Huber).
- Muralt, A. von (o. J.): August Forel, Schweizer Köpfe, Heft 4/5, Zürich/Leipzig (Forel und Füssli)
- Wittels, F. (1924): Sigmund Freud. Der Mann, die Lehre, die Schule, Leipzig/Wien/Zürich (Tal & Co.).

## Anmerkungen

1 Reprint aus: Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hg.) 1987: *Between the Devil and the Deep Blue Sea – Psychoanalyse im Netz*, Freiburg i. Br. (Kore Verlag): 245–257. Es handelt sich um den Materialienband der 3. Vernetzungstagung in Zürich zum Thema *Institutionalisierung–Desinstitutionalisierung*. Auf der Einladung zur Tagung war das Gruppenbild der TeilnehmerInnen am 3. Internationalen Psychoanalytischen Kongress in Weimar von 1911 reproduziert, worauf sich Mario Erdheim bezieht.

2 Die Statuten dieses Ordens sind im Anhang zu einer kleinen Schrift A. Forels «Kulturbestrebungen der Gegenwart» abgedruckt. Der erste Paragraph lautet: *«Unter dem Namen Internationaler Orden für Ethik und Kultur wurde ein Verein mit dem Sitz in Zürich geschaffen, dessen Zweck es ist, unter Vermeidung jeder Parteipolitik, seinen Mitgliedern die größtmögliche Gelegenheit zu bieten, mit Tat und Wort für ethisch-sozialen Fortschritt, geistige Freiheit und Aufklärung zu arbeiten. Der Orden sucht im Sinne seiner Prinzipien auch auf die Jugend zu wirken. Er unterstützt alle gleichartigen Bestrebungen und will einen Sammelpunkt für diese bilden»* (Forel 1910: 52). Im weitesten Sinne stellte sich der Orden psychohygienische Aufgaben, er bekämpfte jede Form von Mystizismus und gab sich betont rationalistisch, besonders in Erziehungsfragen; er war gegen die Staatskirchen sowie gegen den Kapitalismus, für uneingeschränkte rechtliche ethische und politische Gleichstellung der Frau und gegen den Krieg; er unterstützte die Strafrechtsreform und förderte das Esperanto als Weltsprache, ebenso wie die «soziale und besonders die Rassenhygiene».